

# Die Kette

Nr. 41

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

## Ruzena Capek.

Erzählung von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Die Nachbarn waren ihr neidisch! Um ihren Wohlstand, um ihre Makellosigkeit, die ihr gestattetete, nach niemandes Meinung zu fragen, zu tun, was ihr, der Ruzena, gefiel, um ihre Unabhängigkeit, um alles.

Und weil sie heuchelten, durch die Bank, und die Augen verdrehten, so wollten sie sich an ihr rächen, die derlei niemals nötig gehabt, und zogen sie mindestens in ihren Reden in den gleichen Schmutz, ohne den sie nicht leben konnten.

Das andere mal aber, da man ihr mit dem Gleichen kam, wurde sie nachdenklich. Endlich erwachte eine zornige Betrübniß in ihr. Denn allenthalben meinte sie, spöttische Blicke zu verspüren, die sie eben nicht vertrug. Denn sie war niemals gewöhnt gewesen, also angesehen zu sein.

Und überdies schlich ihr der Wojtech doch nach, wie ein abgerichteter Hund, der von seinem Herrn keinen Schritt weicht.

Das war ihr verdrießlich genug. Aber sie wußte nicht, wie dem ein Ende zu machen sei. Und das kostete sie Nachdenkens genug.

Ihn fortweisen? Aber er hatte nichts ange stellt, war ihr nützlich und sie hatte am Ende allen einen guten Dienst erwiesen, indem sie ihn auf den guten Weg brachte, der ihnen sämtlich so lang ein Nergernis und ein Stein des Anstoßes gewesen war.

Oder verargte man ihr am Ende das? Brauchte man immer und überall einen Sünderbock? Damit man sich vor seinem Anblick segnen und in der eigenen Tugendhaftigkeit fühlen kann? Und, daß man nunmehr mit dem Wojtech

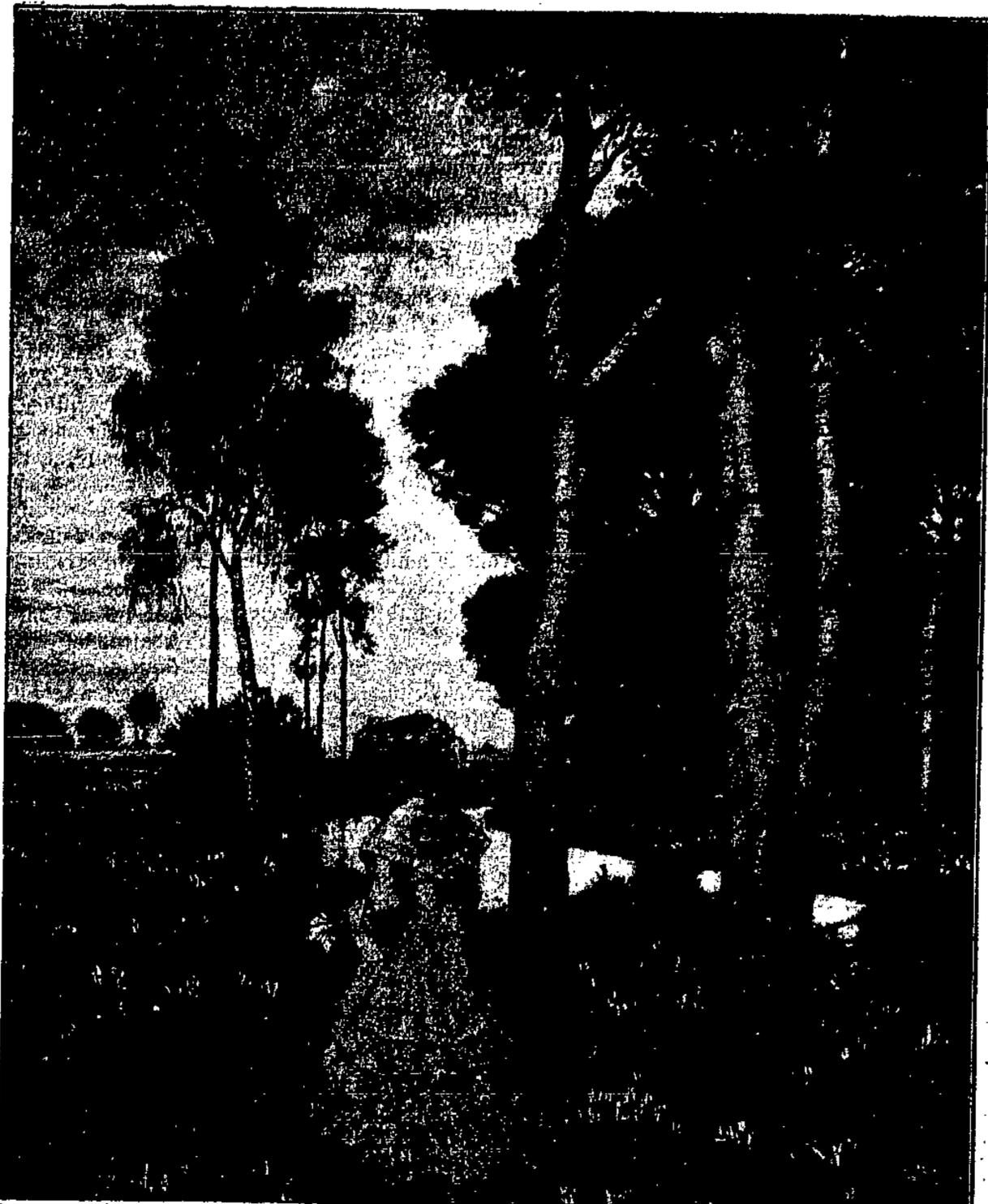
keinen Anlaß dazu hatte, konnte man ihr das nicht verzeihen? Auch dieses war möglich, wahrscheinlich sogar, weil's so gemein war.

Und sie fühlte in tiefster Brust: eigentlich ohne es zu wollen, hatte sie ein gutes Werk begonnen. Und sie gab das weder mehr auf, eh' sie es als nutzlos und gewagt erkannte oder es vollendet war, noch ließ sie's sich verkümmern. Ueberhaupt — seit wann blieb Ruzena Capek auf halbem Wege stehen, nur weil ihr der oder ein anderer zweifelnd und schadenfroh nachschielte? Könnte der Wojtech nicht so als ein Mittelding von Knecht und Schaffner auf dem Hofe bleiben, der groß genug war, um einen zu vertragen, ja zu gebrauchen, dann mußte eine andere Art gefunden werden, ihn da festzuhalten, daß niemand mehr an ihn mäkeln konnte.

Er schlich doch auch so gedrückt herum; immer hinter ihr, immer, als empfinde er, sie sei sein einziger Halt. Das war eigentlich widerwärtig und rührte sie dennoch wiederum.

Ihn selber zu befragen aber fiel ihr nicht einmal ein. Denn ihr war, als könnte sie über ihn verfügen. Daß er das Glück anschlüge, welches sie ihm bot, wäre nicht nur ihr undenkbar erschienen.

Wie die Ruzena gewohnt war, durch ihr ganzes Leben alles mit sich allein abzumachen, ohne jeden Berater, desto mehr für sich, weil dies



Im Herbst. Nach dem Gemälde von Franz Hoch.

sonst so gar nicht Weibesart ist, so hielt sie es auch diesmal, wo allerdings der Willen eines anderen sehr in Betracht gekommen wäre.

Kein Wort von Liebe hatten sie gesprochen, keinen Beweis von Zärtlichkeit getauscht. Am Sonntag aber, nach der Messe, schritt sie stracks in die Dechantei. Sie blieb ziemlich lange darin; ein Beweis, daß der Dechant allerhand Bedenkllichkeiten hatte und ihr nicht vorenthielt. Sie hörte nicht darauf, wie niemals, wenn ihr etwas notwendig dünkte; beharrte, sie sei großjährig und erfahren genug, zu wissen, was ihr fromme und zustehe. Da sie herunterkam, stand natürlich der Wojtech vor dem Haustor, hatte das eine Auge zugekniffen und blinzelte mit dem anderen wie ein verträumter Vater die Sonne an. Sie gab ihm einen aufmunternden Puffer: „Geh' hinauf, Wojtech, zum Herrn Dechanten, und küß ihm die Hand. Wir heiraten uns . . .“

\* \* \*

Oft und oft, in schlimmen und einsamen Stunden, hat die Muzena hernach jener Verlobung gedacht.

Sie war nicht aufgeblüht, wie eine Blume ihre Knospe sprengt: aus dem Bedürfnis nach Sonne und über ihre Lockung.

Mannigfaltige und dunkle Beweggründe hatten das Mädchen zu diesem Entschlusse bewegt und gedrängt. Da war zunächst eine Wallung gewesen. Der Stolz einer reinen Person, die ihre Unnahbarkeit nicht bezweifeln will; und jenes Selbstgefühl sprach das letzte Wort, das sich ein gedeihendes Werk nicht zerstören lassen möchte, und sich vor der schwierigsten Aufgabe nicht schämt: durch ein ganzes Leben mit einem Menschen fertig zu werden, den alle vermeiden und aufgegeben hatten.

Warum aber war er so geworden? Oder wie hätte er begreifen können, daß er Pflichten gegen dieselben Leute habe, die ihm gegenüber keine Verpflichtung übten oder anerkannten?

Zu ihr und bei ihr hatte er sich immer ganz löblich benommen. Sie wußte nicht das mindeste Schlimme über ihn, die ganze Zeit, da er auf ihrem Hofe lebte und an ihrem Tische saß. Und man hatte doch schon manchen guten Laib Brot miteinander verzehrt.

Es war freilich aus der Ordnung gewesen, daß sie das erste Wort sprach. Aber im Leben geht es schon manchmal so. Denn er selber hätte es sich doch nie getrauen dürfen. Wer war er? Der Garniemand, wenn man schon sehr gütig war, neben ihr. Und sie war Muzena Capel, angesehen um Reichtum, Klugheit und Makellosigkeit der Sitten. Gerade so gut hätte er sich's einreden dürfen, die Grafentochter werde ihn nehmen.

Es ist das nämlich mit ein Unglück. Wer für sich lebt, der setzt in sich seine Stellung gegenüber den anderen fest. Er glaubt gar nicht, weil er gar nicht nach ihnen fragt, es könnten sie ihm die Menschen nicht zugestehen, und erlebt dann natürlich manche Ueberraschung und Enttäuschung.

Es gab einen stillen Brautstand. Er nahm sich keinerlei Freiheiten heraus und blieb bescheiden. Nach Zärtlichkeiten aber verlangte es die Muzena nicht, die ihrer nicht gewohnt war.

Küßt er sie einmal aus seinem Rechte, dann litt sie's mit einer gewissen Bewunderung. Er merkte das wohl und es verschlug ihm nichts. Das wurde sicherlich und mit einem Schläge anders, sowie das Weib in ihr erst getweckt war. Da hatte er schon seine Erfahrungen. Vorher mochten sie tun, wie sie wollten — hernach waren sie alle gleich.

Nur eben — bis dahin mußte man vorsichtig sein. Sehr vorsichtig, damit sie ihm am Ende nicht kopfscheu würde und ihm ein Glück, so groß, wie's nur einem richtigen Lumpen in den Schoß fallen konnte, durch die Rappen ginge.

Er wußte wohl aus Übung: einem jeden Bogerl muß man mit seinem eigenen Ton pfeifen, wenn es darauf horchen und in das Netz flattern soll, das man dafür aufgerichtet. Schlug das erst einmal zu, dann mocht' es flattern nach Belieben. Das half dann nicht mehr.

Und eine katholische Ehe ist ein gewichtiges und ein nicht mehr zu entwirrendes Netz. Uebrigens — er mochte die Muzena ganz gut. Er war ihr doch dankbar im Grunde seines Herzens, selbst mit einigem Erstaunen, weil er gar nicht begriff, warum sie so an ihm tat. Salt nur, weil er ein Mann war?

Etwas küssiger hätte sie sein mögen. Etwas so, wie die Andjola war, die auf dem Hofe diente und ihm immer so verschmitzte Augen machte, wenn sie, die Beine bloß und mit erheblichem Geklapper der Melkeimer, aus der Wohnung in den Stall lief. War das ein flinkes Frauenzimmer!

Oder, wenn sie nur so gewesen wäre, wie ihre jüngere Schwester, die Tereska nämlich, zu werden versprach. Aber einmal ändern sich die Frauen in der Ehe oft wunderbar. Dann, woher nahm er, just er, das Recht, gar so zu klaben? Ein solcher Ausbund von Schönheit und sonstigen Tugenden! Alles konnte doch nie und nirgend beisammen sein. Dies wußte der Wojtech. Und just für ihn sollte sich's schicken?

Nur nicht unbescheiden sein! Besonders wenn es einem ohnedies weit über Verdienst und jegliches Erwarten zuteil geworden ist.

Freilich, die Muzena hatte einen verdamnten Hochmut an sich. Und sie würde kein bequemes Weib sein, und sie war viel zu klug, als daß man ihr was vorflunkern konnte.

Aber eben darum konnte man ihr vielleicht gemach begreiflich machen, daß nach der Hochzeit das Spiel ganz anders stand wie vorher.

Ueber sich selbst nachzudenken, hatt' er niemals Zeit gehabt. Er nahm sich, wie er war, er war keineswegs mit sich unzufrieden.

Daß er über die Eigenschaften seiner Zukünftigen wider Willen, gezwungen durch die Kraft nachgrübeln mußte, die er in ihr empfand, war ihm oft genug unbequem und verdrießlich.

Man erzählte von ihr, sie habe seit ihren Kindertränen nie mehr geweint. Ja, da gab es ein Sprüchlein: die das als Mädchen nicht getan, die holt es als Frau ein. Denn ein Weib muß weinen. Er wollte gewiß nichts dazu tun, daß es so kam. Aber, wenn es einmal so ward, dann war es vorher bestimmt und nicht ihm traf die Schuld oder der Vorwurf.

Während also die Muzena alles zur Hochzeit beschickte — zu kaufen brauchte man nichts, denn alles war überreich vorhanden? ging ihr Bräutigam neben ihr in tiefen und sonderbaren Gedanken, deren Inhalt sie nicht ahnte.

In der Nacht vor der Trauung machten sie einen Rundgang durch ihren Besitz. Sie zeigte ihm alles, davon er in Zukunft seinen Anteil haben sollte. Da sie die Ställe, sauber gehalten, daß es einen gelüstete, darin zu essen, durchschritten, geschah es, daß ein junger, schöner Goldfuchs, der Liebling des Mädchens, der noch kein Geschirr getragen hatte, sich häumte, stieg, um sich schlug, schauderte und sich durchaus nicht beruhigen wollte. Ihr wurde hänglich. Denn man weiß: Pferde wittern böse Geister.

Der Wojtech blieb ruhig, obwohl er das Vorzeichen auch kannte. Er legte seinen Arm fest um sie und zog sie von hinnen. In der Küche war noch Licht. Da standen die Andjola und die Theresa, bloßarmig, bückten sich über Gänse, unter denen man für den morgenden Tag ein grausames Morden verübt, daß das Geschnatter der Todesopfer das ganze Dorf mit der Ahnung von Lederbissen alarmiert, und rupften an ihnen herum. Das Blut stieg ihnen dabei in die frischen Gesichter. Die Herdflamme,

an der sie sie fengten, flackerte hoch, glänzte an dem vielen blanken Geschirr, das rundum aufgestellt war, und tanzte, wenn man Stroh darein warf, züngelnd auf und nieder. Dazu sangen sie, stießen sich zwischendurch an und kicherten. Die Muzena meinte zu wissen worüber und wurde fast zornig. Wojtech aber warf noch einen langen und gierigen Blick in die Fenster.

\* \* \*

Also — man lebte miteinander vorerst nicht einmal schlecht.

Ein richtiger Bauer, wie sich's sein Weib vielleicht erhofft, wurde der Wojtech zwar nicht mehr.

Das muß von Kindesbeinen gelernt und unbewußt geliebt sein, bis man den Tritt so sicher hat und immer alles so genau vorher weiß, wie das Ross im Göpelwerk.

Darauf kam es der Muzena übrigens nicht so sehr an. Denn im Grunde hatte sie doch nicht geheiratet, um eine Hilfe zu haben. Ihr Gewerbe verstand und versah sie doch manches Jahr allein und ganz famos.

Den Vormund, den albernen Gesellen, der ihren Süßnern hatte vorschreiben wollen, wie viel Eier zu legen sie verpflichtet wären, den war sie doch glücklich los. Das war schon etwas wert. Einen Mann aber, der ihr in alles dreinredete und sich gar so wichtig machte, den hätte sie durchaus nicht mehr vertragen.

Er stellte etwas vor. Und er war ein guter Rechner. Und mit den Juden konnt' er markten, erlernte sogar das Mauscheln sehr bald. Das war gar zu spaßig, wenn er darein kam, und es erheiterte sogar die Muzena. Ihr war Feilschen immer zu dumm gewesen und, nur um zu einem Ende zu kommen, hatte sie den Händler einmal zur Unzeit gehen lassen und ihm ein anderes Maß wieder zur Unzeit verkauft. Der Wojtech aber hatte eine heilige Geduld. Immer von neuem ließ er den anderen anfangen und hörte ihm recht schafsmäßig und voll andächtiger Sanftmut zu. Bis dem die Galle überließ, er zappelig ward und bot, was sich gehörte. Denn es ist schwer, in einen Stock etwas hineinzureden.

Er verstand es ausgezeichnet, sich schwerhörig zu stellen und, während er auf jedes Wort paßte, wie die Nake vom Mausloch, die verkehrtesten Antworten zu geben. Es gibt nichts auf Gottes Welt, was den Partner so in Wut und Verzweiflung bringt und den Zähnesten so gewiß mürbe macht. Und wenn der andere sich die Seele aus dem Leibe geredet hatte, und der Wojtech war dagesessen, ganz Andacht und Ueberzeugung und Gläubigkeit, dann erhob sich der Bauer zum Schluß, nickte wehmütig und nachdenklich mit dem Kopf: „Wie mein Bruder halt Du gesprochen — ganz wie mein Bruder. Aber“ — und er zog das ohnedies breite Maul noch lafterhaft schief — „ich will's mir noch beschlafen. Es kann morgen wieder wer kommen, mir mehr bieten und mir tät's alsdann leid. Sehr leid tät' es mir. Und Du willst doch nicht, daß ich mich kränken tu?“

Er hatte nur viel freie Zeit. Und die Bauern waren ihm zu dumm. So hielt er sich an die herrschaftlichen Beamten. Mit denen kartelte er und konnte die Kunst bald sehr gründlich. Und er machte kleine Geschäfte mit ihnen, die nicht immer zu seinem Vorteil ausgingen. Aber, er wußte ganz gut, daß der Umgang mit ihnen für ihn eine Ehre bedeuete, und daß man Ehren in aller Welt bezahlen muß. Er durfte sich's leisten.

Sonst stand doch für ihn alles so gut, wie man sich's besser gar nicht wünschen konnte. Er war nach Besitz vielleicht der erste im Dorfe. Und er hatte beim Militär einigermaßen mit der Feder umgehen gelernt, besser als die meisten Bauern, und sogar ein ganz leidliches Deutsch war an ihm haften geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Indianer.

Von Arthur Haar.

Ein geheimer Zauber, ein eigener Reiz, besonders für die Jugend, lag einst über allen Erzählungen von den Indianern in Nordamerika. Stößtlich war es, den „Leberstrumpf“ zu lesen; die Jugend schwelgte in Entzücken über den idealisierten Indianer, wie ihn Cooper, Longfellow und andere geschildert haben.

Vor etwa 30 Jahren konnte man sich noch vorstellen, daß uns da ein Stück wirklichen Lebens aus dem wilden Westen der Vereinigten Staaten erzählt wurde, freilich mit glänzenden Farben verschönt, aber dennoch mit aller Wahrscheinlichkeit dargestellt.

Netzt ist dieser Reiz, der in der Vorstellung der Wirklichkeit lag, verloren gegangen.

Wie es keine Ritter mehr gibt, die einst gewappnet zum Turnier auszogen, oder, wie die Sage ging, zum Kampf mit dem Drachen, dem sie das blühende Schwert in den Balg stecken, daß das giftige, schwarze Blut hoch aufspritzte, so ist auch die Indianerromantik dahin, die aus der Ferne so anziehend wirkte.

Wer die realen Verhältnisse in der Nähe kennen lernt, wer aus eigener Erfahrung wußte, wie es um den Zwiespalt zwischen den Weißen und den Indianern stand, dem ging der Sinn für das Romantische schnell dabei verloren. Der Weiße drang vor und der Indianer mußte zurückweichen, immer weiter zurückweichen, denn er war überall im Wege. Wo er sich wehrte, wurde er niedergeschlagen; wo er Versprechungen traute, wurde er betrogen. Bald wußten die Indianer, daß ihnen die Vernichtung drohte; sie kämpften mit dem Mute der Verzweiflung und sahen in den Weißen ihre grimmigsten Feinde. Jedes siegreiche Gefecht, welches sie führten, wurde ihnen selbst immer nur zu einem größeren Verhängnis, denn die Energie der Weißen verzehnfachte sich nach einer Niederlage; ihre Stärke wuchs. In wie grellen Farben man auch die furchtbare Grausamkeit, die Hinterlist und Lücke der Indianer schildert, die Rohheit und Brutalität der zivilisierten, christlichen Weißen war nicht minder groß. Es kam sogar vor, daß Weiße nach Art der Wilden ihren gefallenen Feinden den Skalp abzogen.

Warum skalpiert der Indianer seinen Feind? Nicht aus bestialischer Wut und nicht allein darum, eine Siegestrophäe heimzubringen, sondern weil im Kreise seiner Vorstellungen diese Handlung eine gewisse große Bedeutung für sein Leben hatte. Fast in jedem Stamm lebte eine Tradition darüber, alte Legenden, die am Lagerfeuer erzählt wurden und in den Erklärungen über Wert und Bedeutung eines erbeuteten Skalpes oft voneinander abwichen. Im allgemeinen bestand die Ansicht, daß in der behaarten Kopfhaut eine wunderbare geheime Macht ruhe, daß die guten und großen Eigenschaften des Mannes dort ihren Ausgangspunkt haben und auf denjenigen übergehen, der den Skalp in seinen Besitz bringt. Darum war es für den indianischen Krieger nicht sowohl von Wert, daß ein gefürchteter Gegner getötet, sondern auch, daß er skalpiert wurde. Mit Abscheu wurde ein Skalkopf betrachtet.

Ein alter Pionier erzählte als einen bemerkenswerten Fall aus seinen Erfahrungen mit Indianern, wie er einmal einen alten, braven Kampfgenossen, der den Indianern in die Hände gefallen war, lebend und vergnügt wieder sah. In einem hitzigen Gefecht gefangen genommen, wurde sein Kamerad nach dem Indianerdorfe gebracht und das Schicksal des Unglücklichen schien besiegelt. Mit Kriegsgefangenen kannten die Indianer kein Mitleid und die Weißen in der Regel ebensowenig. Der Gefangene war von erschreckender Häßlichkeit; sein Gesicht war von Pockennarben entstellt;

er hatte einen Mund wie ein Gorilla, so breit und mit starken Zähnen besetzt. Das gräßlichste aber war, vom indianischen Standpunkte betrachtet, daß sein Haupt, glatt und kahl, auch nicht eine Spur von Haar mehr zeigte. Der Häuptling, vor den der Gefangene geführt wurde, wandte sich mit einer Grimasse des tiefsten Ekels ab und gab seiner Befürchtung Ausdruck, daß dieses Blatzgesicht mit dem „Bösen Geist“ in Verbindung stehen müsse. Man gab ihm ein Pferd und einige Mundvorräte und forderte ihn auf, sofort das Dorf zu verlassen, was er sich natürlich nicht zweimal sagen ließ. Die Indianer aber waren der Meinung, daß sie den Blatzgesichtern einen gefährlichen Unheilstifter zurückgeschickt hatten.

Man rechnet die Zahl der Indianer, die jetzt noch in den Vereinigten Staaten leben, auf etwa eine Viertelmillion. Mischlinge aus der Verbindung mit Weißen sind sehr häufig; die Zahl der Vollblutindianer ist recht klein geworden. Sie stehen unter der Obhut und Vormundschaft der Bundesadministration in Washington und werden wie Kinder und Unmündige behandelt. Nichts mehr von kühnem Trost, von heroischem Widerstande gegen die übermächtigen Blatzgesichter, die Herren des Landes! Der unabhängige Wilde ist gebändigt worden von der christlichen Zivilisation, die ihn aber nicht glücklich gemacht hat. Der wirkliche Indianer paßt schlecht zu dem Wilde der prächtigen Indianergeschichten aus dem wilden Westen. Er ist zumeist ein armseliges, abhängiges Geschöpf geworden, seitdem die Büffelherden verschwunden sind und keine Scharen wilder Pferde mehr über die Prärien jagen, seitdem Waid und Hirsch selten geworden sind.

In dem Zensus von 1900 wurden 62 934 Indianer in den Vereinigten Staaten als berufsmäßig tätig verzeichnet.

Davon entfielen:

Auf den Ackerbau . . . . .	42 460
Auf freie Berufe . . . . .	946
Auf Handel und Verkehr . . . . .	1 532
Auf häusliche und persönliche Dienste	11 965
Auf die Industrie . . . . .	6 031

Spricht man von den Territorien unter den Vereinigten Staaten, besonders von Oklahoma und dem Indianerterritorium (die zusammen neuerdings den Staat Oklahoma bilden), so ist man leicht zu der Annahme geneigt, daß dort die Indianer sehr zahlreich zu finden seien und die Weißen die Minderzahl bildeten. Man findet diesen Glauben oft verbreitet unter den Amerikanern, die in den großen Städten im Osten leben und selten einen Indianer zu sehen bekommen. Sie sind dann sehr erstaunt, wenn sie hören, daß von den 1 500 000 Bewohnern Oklahomas und des Indianerterritoriums nur 102 000 als Indianer klassifiziert werden und davon sind nicht mehr als 27 000 Vollblut. Bei den Mischlingen ist man nicht selten in Zweifel, ob sie noch zu den Indianern oder zu den Weißen zu rechnen seien. Im Indianerterritorium allein werden 88 000 Indianer gezählt, und dort leben noch sechsmal soviel Weiße, die sich beständig durch Zuwanderung vermehren, während die Rothhäute auf die natürliche Vermehrung durch einen Ueberschuß an Geburten über die Todesfälle angewiesen sind und etwa auf gleicher Höhe bleiben.

Von den 88 000 gehören 86 000 zu den fünf zivilisierten Stämmen, den Cherokeeen, Seminolen, Choctaw-, Creek- und Chickasaw-Indianern. 2000 sind Ueberreste von acht verschiedenen Stämmen. Von manchem einst zahlreichen Volk sind kaum noch hundert Abkömmlinge übrig. Die Mitglieder der erwähnten fünf Stämme leben ganz wie die Weißen, haben ihre kleinen Städte mit modernen Einrichtungen und ihre wohlbestellten Farmen, sie senden ihre

Kinder zur Schule und gehen als Christen auch manchmal zur Kirche, was den frommen Amerikanern zur besonderen Freude gereicht. Sie haben ihre eigene Verwaltung und Gerichtsbarkeit; ihre Häuptlinge oder Vorsteher in jedem Stamm gelten als Männer von Bildung, welche die nötigen Fähigkeiten besitzen, die ihr Amt erheischt. Agenten der Regierung in Washington fehlen bei den einzelnen Stämmen natürlich nicht. Die indianische Jugend lernt die „Wege des weißen Mannes“ kennen, und an den Universitäten von Boston, Chicago und anderswo findet sich auch manchmal eine junge Rothhaut, deren Vater noch das Kriegsbeil gegen die Blatzgesichter schwang. Der Sohn studiert die hohe Wissenschaft und die ererbte Kraft und Gewandtheit äußert sich nur in Sport und Spiel mit der studierenden Jugend.

Es gibt auch wohlhabende Indianer, sogar reiche, deren Vermögen Onkel Sam verwaltet. Da sind die Osagen in Oklahoma, die als das reichste Volk der Erde gelten können. Sie sind 1800 Köpfe stark, aber nur die Hälfte etwa sind Vollblutindianer. Im Bundeschahant liegt für die Osagen ein Guthaben von acht Millionen Dollar; somit entfallen auf den Kopf, pro Mann, Weib und Kind, 4500 Dollar. Dazu kommt noch ein Landesbesitz von 1 500 000 Aekern, für jeden einzelnen also etwa 800 Aker.

Neuerdings beschäftigte man sich wieder mit den Angelegenheiten jenes Indianerstammes auf dem Bundeskongress in Washington; es wurde gefehlich festgelegt, daß zunächst die Zinsen aus den vorhandenen Fonds und die Einkünfte aus den Ländereien zur Verteilung gelangen sollen. Das Stammvermögen sowie die Ländereien selbst sollen den Osagen aber erst dann zur eigenen Verwaltung überlassen werden, wenn der Schahantssekretär sich davon überzeugt hat, daß die Mitglieder des Stammes dazu geeignet und fähig sind. Diese Maßregel mag sehr nützlich und wohl angebracht sein, um die Indianer vor den weißen Spekulanten, Ausbeutern und anderen Betrügnern zu schützen. Die Osagen gehören zum Stamm der Siour; sie lebten früher in großer Zahl in Arkansas und Missouri. Die meisten finden an einem seßhaften Leben keinen Gefallen; das Umherstreifen behagt ihnen besser; Jagd und Fischerei ist ihr Vergnügen, aber die Nachkommenschaft gewöhnt sich immer mehr an ein ruhigeres Leben und schickt sich in die neuen Verhältnisse.

Einer der ruhelosesten Stämme sind die Kickapoo-Indianer, die auch in Oklahoma leben, sich aber oft nach Mexiko hingezogen fühlen, wo viele Mitglieder des Stammes leben. Schon in früheren Jahren haben sie sich öfter in Mexiko niedergelassen; sie lebten auch lange Zeit in Kansas und Illinois. Die Mexikaner sprechen mit viel Anerkennung von den Kickapoo-Indianern; sie sind flink und fleißig und als geschickte Jäger haben sie einen großen Ruf, auch halten sie auf Reinlichkeit. Manche haben die Tätigkeit als Farmer und Viehzüchter aufgenommen; der größte Teil geht aber jagen und fischen, was ihren alten Neigungen am meisten entspricht. Die Squaws sind sehr geschickt in mancherlei Nadelarbeiten und verzieren die primitiven Kostüme gern mit Perlenbesatz. Der Landbesitz dieser Indianer in Oklahoma ist meist verpachtet an Weiße, die für Grundstücke von 80 Aekern durchschnittlich etwa hundert Dollar pro Jahr bezahlen. Damit zahlen die Blatzgesichter ihren roten Brüdern nicht entfernt den Wert des Landes, aber die unerfahrenen Indianer müssen sich so manchen Betrug gefallen lassen und sind zufrieden, wenn sie die Nacht bekommen und ihre geringen Bedürfnisse davon befriedigen können. Durch Spekulanten wird ihnen nicht selten ihr gutes Land in Oklahoma gegen wertloses Land in

Mexiko abgeschwindelt, so daß die Regierung sich zum Einschreiten veranlaßt sah. Vom Kongress werden 8000 Dollar pro Jahr für die Kickapoo-Indianer bewilligt, die für landwirtschaftliche Utensilien und Kleidungsstücke ausgeben werden. Es leben kaum 200 dieses Stammes von Oklahoma, aber sämtlich von reiner Rasse. Sie haben sich nicht mit Weißen oder Negern vermischt, was auf ein Gebot ihrer Religion zurückgeführt wird.

Eine New Yorker Zeitung erzählte, wie ein weißer Jüngling sterblich verliebt in ein Kickapoo-Mädchen war, ohne je Gehör zu finden. Die Angebetete verhielt sich streng zurückhaltend, so eifrig sich auch der blasse Mann um ihre Gunst bewarb. Als er sie verzweifelt bat, ihm doch eine Erklärung ihrer Weigerung zu geben, antwortete sie ihm: „Du bist schön anzusehen und Du wärest mir auch angenehm, aber Dein Gott ist nicht mein Gott und unser Kind würde eine geistige Waise werden, die den Schutz des Großen Guten Geistes immer entbehren müßte.“

Es ist der Stolz der Kickapoo-Indianer, daß sie für das Christentum nicht zu gewinnen sind und sich allen Bekehrungsversuchen gegenüber ablehnend verhalten.

Der Hauptteil des Stammes, der sich in Mexiko befindet, wird von einer Frau beherrscht, die großen Einfluß besitzt und daran schuld sein soll, daß so viele die Wohnsitz in Oklahoma aufgaben und nach Mexiko zogen. Der weibliche Häuptling ist jetzt 45 Jahre alt.

Der zahlreichste Indianerstamm sind die Navajos, zu den Apachen gehörig. Sie leben als friedliche Schafzüchter und Farmer zwischen dem Rio Grande- und Colorado-Fluß in Neu-Mexiko und Arizona, 17 000 an der Zahl. Da liegt manches Indianerdorf noch still und unberührt vom Verkehr mit den Weißen. Nur in Gegenden mit Eisenbahnen entwickelt sich der Verkehr. Die Navajos kommen und bieten zum Verkauf an, was in den Dörfern hergestellt wurde, Schmirgel- und Flechtarbeiten, hauptsächlich aber Decken und Gewandstoffe. Die Erzeugnisse der Weberei, welche die Navajos zu verkaufen haben, sind ihrer Schönheit und ihrer Eigenart wegen sehr geschätzt. Fast ausschließlich sind es die Frauen, welche diese Arbeiten leisten und großen Fleiß und Kunstsinne darin zeigen. Die Männer betrachten es als ihre Aufgabe, die Waren nach den Stationen zu bringen und Käufer dafür zu finden.

(Schluß folgt.)

## Jena.

Von H. Conrady.

Das weltgeschichtliche Ereignis, dessen hundertjähriger Gedenktag auf den heutigen 14. Oktober fällt, die Schlacht bei Jena bildet den Gegenstand unseres Bildes. Der zeitgenössische Stich, der als Vorlage gedient hat, ist französischen Ursprungs. Aus der Art der Darstellung wäre das kaum zu schließen: so wenig hat der Zeichner die Absicht verfolgt, den vollen Triumph der französischen Waffen, den totalen Zusammenbruch der preussischen Armee zur Anschauung zu bringen. Er hat nicht den Moment herausgegriffen, wie die geschlagenen Preußen Hohenlohes sich vom Jenaer Gefechtsfelde zurückziehen, und mit den gleichzeitig bei Auerstädt besiegten Scharen des Herzogs von Braunschweig zusammenfließend, unter wüstem Durcheinander und wilder Panik ihr Heil in regelloser Flucht suchen, von den Franzosen rastlos verfolgt. Nicht diese Szenen hat der französische Zeichner dargestellt, sondern einen Augenblick heißen Kampfes, in dem beide Teile einander die Stirne bieten, ohne daß sich dem Bild entnehmen ließe, wer den Kürzeren ziehen wird. Da die Preußen tatsächlich bei Jena wie bei

Auerstädt mutig gekämpft haben, so entspricht das Bild insofern der geschichtlichen Wahrheit. Aber man stellt sich, wenn man es betrachtet, unwillkürlich eine Frage, auf die es keine Antwort gibt, die Frage nämlich, wie es kam, daß die Schlacht bei Jena zu einer so zerschmetternden Niederlage wurde, wie es nur wenige in der Geschichte gibt; daß es wenige Wochen nach dem 14. Oktober 1806 abgesehen von ein paar Festungen mit ein paar tausend Mann Garnison und einem Stück Ostpreußen mit etlichen 20 000 Mann Soldaten, kein preussisches Heer und keinen preussischen Staat mehr gab, obwohl die Doppelschlacht von den mindestens 200 000 Mann der preussischen Armee an Toten, Verwundeten und Gefangenen alles in allem keine 50 000 Mann gekostet hatte. Man fragt sich, wie es kam, daß Jena nicht eine bloße verlorene Schlacht war, sondern gleichbedeutend wurde mit dem Zusammenbruch des friderizianischen Militärstaats, des altpreussischen Junkerstaats.

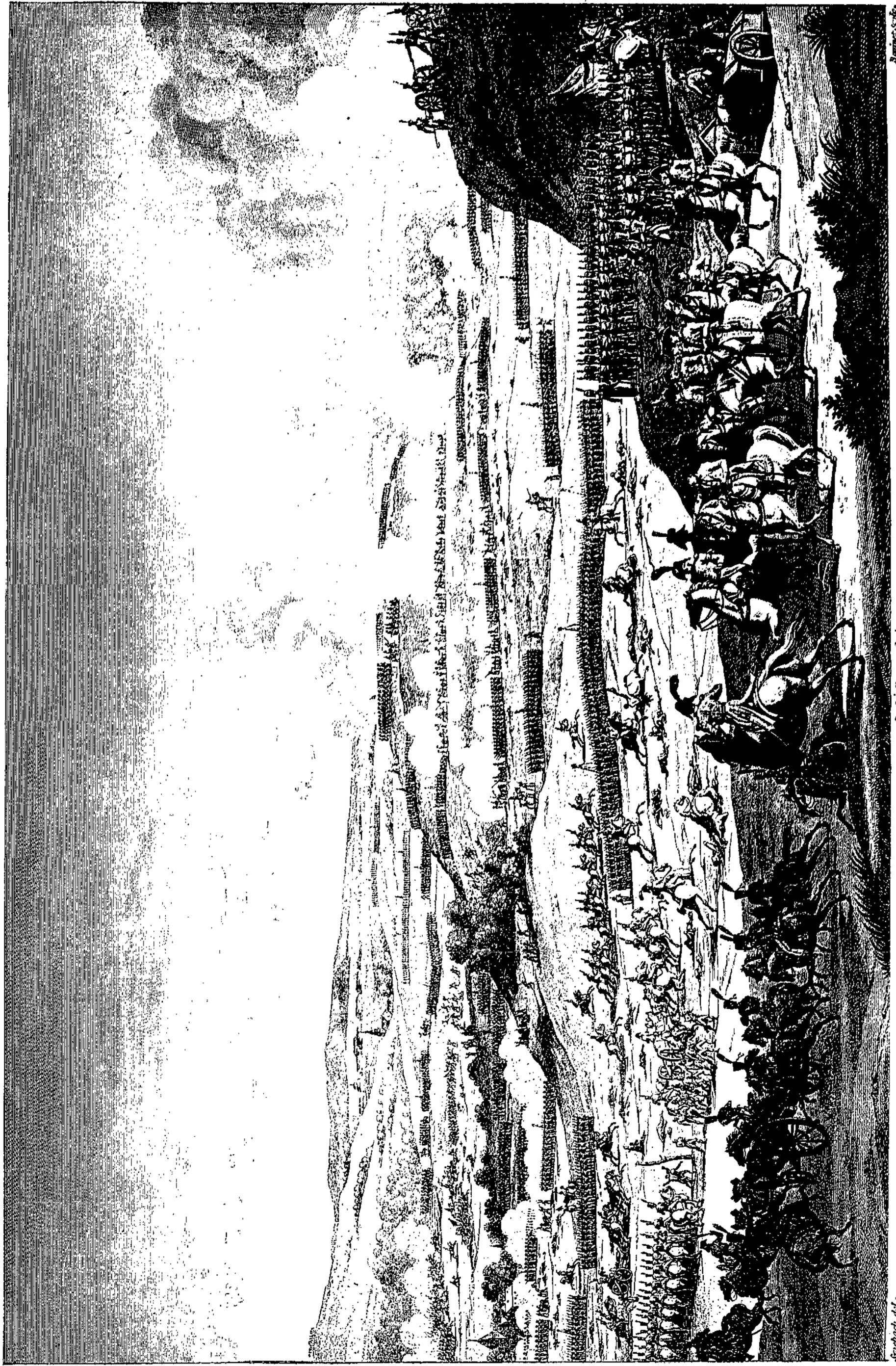
Eine Anzahl charakteristischer Tatsachen aus der Kriegszeit von 1806—7 möge dazu dienen, in Kürze zur Vorstellung zu bringen, was sich unserem Bilde nicht wohl entnehmen läßt. Da ist zunächst die haarsträubende Unfähigkeit der preussischen Staats- und Heereslenker zu nennen. Der König Friedrich Wilhelm III. war sowohl politisch als militärisch eine völlige Null. Er schwankte seit Jahresfrist haltlos zwischen den entgegengesetzten Einflüssen einer Friedens- und einer Kriegspartei bei Hofe und in der Armee hin und her. Während Preußen öffentlich mit Frankreich verbündet war, hatte es gleichzeitig einen Geheimvertrag mit Rußland gegen Frankreich. Da Napoleon dieser Doppelzüngigkeit Preußens auf die Spur gekommen war, so wurde er von der preussischen Absage durchaus nicht unvorbereitet getroffen, als schließlich im Sommer 1806 am Berliner Hofe die Kriegspartei die Oberhand bekam und die Mobilisierungsbefehle vom 9. August durchsetzte. Während im preussischen Hauptquartier in Thüringen noch, und zwar bis kurz vor der Schlacht, die Meinung vorherrschte, daß Napoleon sich dem preussischen Ultimatum unterwerfen und demgemäß seine Truppen aus dem Rheinbundesgebiet nach Frankreich zurückführen werde, waren die Streitkräfte des Franzosenkaisers schon in blitzschnellem Anmarsch. Und so jammervoll war die preussische Heeresleitung, so schwerfällig der ganze Heeresorganismus, daß die französische Armee sich im Rücken der preussischen befand, ehe diese sich's versah. Daher konnte Napoleon am Morgen des 14. Oktober seine Soldaten siegesgewiß also anreden: „Die preussische Armee ist abgeschnitten, wie die des Generals Mack zu Ulm heute vor einem Jahre. Diese Armee kämpft nur noch, um sich durchzuschlagen und ihre Verbindungen wiederzugewinnen.“

Napoleon selbst verfügte bei Jena gegen den Fürsten Hohenlohe über eine starke numerische Ueberlegenheit. Dagegen war Davoust bei Auerstädt weit schwächer als der Herzog von Braunschweig: 30 000 Franzosen gegen 48 000 Preußen. Das Ergebnis aber war das gleiche wie bei Jena — eine totale Niederlage der Preußen. Das lag in erster Linie an der taktischen Ueberlegenheit der Franzosen: die neue Taktik der französischen Revolutionsheere siegte über die veraltete Lineartaktik des alten Fritz und seiner Drillmeister. Die deutschen Historiker heben gewöhnlich nicht genügend hervor, welche Bedeutung das Uebergewicht der neuen Kampfweise über die alte Lineartaktik für den Verlauf der Doppelschlacht hatte. Klarer wird das in den französischen Berichten. Da wird z. B. der verhängnisvolle Angriff der Preußen auf Gassenhausen in der Schlacht von Auerstädt, wobei der Herzog von Braunschweig fiel, folgendermaßen erzählt: „Dieser Angriff wurde

zwar mutig, aber schleppend ausgeführt, die Preußen sahen zu sehr auf Beibehaltung ihrer Richtung und ihrer Abstände. Die hinter Hecken, kleinen Gräben, Weibern und Gärten (wobon Gassenhausen umgeben ist) zusammengekauerten französischen Soldaten überschütteten sie mit dem heftigsten Kugelregen. Mehrere Bataillone wichen.“ Ebenso spielte in der Schlacht bei Jena während des entscheidenden Kampfes um Bierzeihenheiligen die überlegene Geschicklichkeit der französischen Tirailleure eine bedeutende Rolle.

Nichts hätte sich die Masse der preussischen Offiziere weniger träumen lassen, als daß sie nicht mehr auf der Höhe der Zeit seien. Sie hatten felsenfest darauf gebaut, daß die preussische Armee nach wie vor die erste von Europa und vollkommen unüberwindlich sei. „Wir Preußen,“ so hatten die Berliner Gardeoffiziere vor dem Ausrücken schwadroniert, „wir haben Generale, die den Krieg verstehen, die von Jugend auf gedient haben; jene Schneider und Schuster, die erst durch die Revolution etwas geworden, können vor solchen Männern nur gleich davonlaufen.“ Und dieser adlige Dünkel war nicht etwa bloß unter den grüneren Elementen der Armee zu Hause; sondern unter den höheren Chargen entnahmen nur ganz wenige den Erfahrungen des letzten Duzend Jahre die Lehre, daß die preussische Armee überaus verbesserungsbedürftig sei. Eine Anregung in diesem Sinne ward noch im Sommer 1805 von der Militärorganisationskommission mit der Begründung abgelehnt: es erscheine ganz ungreiflich, wie jemand einer siegreichen Armee, die solange für ganz Europa ein unerreichbares Muster gewesen sei und bleiben werde, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zumuten könne, die sie zu einer bloßen Landmiliz reduzieren würde. Danach bedarf es keiner weiteren Erörterung, wie den preussischen Offizieren zumute war, als ihnen auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt praktisch vor Augen geführt wurde, daß die revolutionären Schneider und Schuster den königlich preussischen Gamaschenhelden überlegen seien. Der Hochmut schlug in völlige Mutlosigkeit um. Zumal die höheren Offiziere waren total entgeistert, völlig kopflos: ihre Gedanken reichten nur noch zum Kapitulieren. Gleich am Tage nach der Schlacht bei Jena begann die lange Reihe der widerstandslosen Festungsübergaben mit der Kapitulation von Erfurt und 12 000 Mann. Spandau, Stettin, Küstrin, Magdeburg und fast alle anderen preussischen Festungen folgten binnen wenigen Wochen, oft bloß von einem Trompeter aufgefordert. Dazu die gleich schmachvollen Kapitulationen im freien Felde. Am bemerkenswertesten ist die der Reste von Hohenlohes Armee, zirka 12 000 Mann, worunter die ganze preussische Garde, bei Prenzlau am 28. Oktober 1806. Hohenlohe und seine rechte Hand, Oberst Massenbach, waren völlig aus dem Häuschen und durchaus bereit, ohne Kampf und ohne zwingenden Grund zu kapitulieren. Unter den höheren Offizieren hatte niemand etwas dagegen einzutenden. Hohenlohe hielt, ehe er die Kapitulation einging, einen Kriegsrat der Stabs-offiziere ab und erklärte, wer nicht für die Kapitulation, sondern für Kampf sei, solle es offen sagen: „er trete auf, und ich will seine Meinung im voraus adoptieren.“ Alles blieb still, und die preussische Garde legte die Waffen nieder, ohne sich ihrer bedient zu haben.

Indes durch die Entmutigung eines großen Teiles der Offiziere wird die völlige Auflösung der preussischen Armee nach Jena noch keineswegs erklärt. Um das zu erkennen, braucht man bloß ähnliche historische Situationen ins Auge zu fassen. Man denke z. B. an die militärische Lage Frankreichs 1792—93. Die adligen Offiziere, soweit sie nicht zum Feind übergegangen sind, sinnen größtenteils auf Verrat und begehen



Steinbach del.

Gravé par Eugène Jarry.

Reimer sculp.

# BATAILLE D'JENA, LIVRÉE LE 14 OCTOBRE 1806.

(Schlacht von Jena, am 14. Oktober 1806.)

ihn bei Gelegenheit. Aber die unteren Chargen lassen sich nicht beirren, hauen General Dillon in Stücke, jagen den Verräter Dumouriez mit Flintenschiffen zum Teufel und verteidigen das Land erfolgreich gegen die Invasion. Oder, um eine ganz moderne historische Parallele zu nehmen, Frankreich im Jahre 1870: nach dem Zusammenbruch der Berufsarmee bilden sich große Volksheere, die bis aufs äußerste gegen die deutschen Truppen kämpfen. Wie anders verhielten sich dagegen 1806 in Preußen Soldaten und Bürger. Bezeichnend ist, was sich gleich nach der Kapitulation von Erfurt zutrug. Da gelang es einem preussischen Leutnant mit einer Abteilung Husaren bei Eisenach die geringe Eskorte der gefangenen Besatzung von Erfurt zu überfallen und nieder zu machen, und die Gefangenen, 10 000 Mann, zu befreien. Göttingen ward ihnen als Sammelplatz angewiesen. Aber keiner davon kam zur Armee; sie gingen allesamt nach Hause. So war auch Hohenlohes Armee, ehe die Kapitulation von Brenzlau erfolgte, schon durch die massenhafte Desertation Tausender von Leuten gelichtet und demoralisiert, die gebliebenen waren auch nicht mehr kampftwillig. So war es überall: Was damals nicht in die Hände der Franzosen fiel, das lief auseinander. Und nicht etwa bloß die geworbenen und gepreßten Ausländer, sondern gerade besonders die dienstpflichtigen Landesfinder, die sogenannten Kantonnisten, die den größeren Teil der Armee bildeten. Die Kantonnisten waren zur Zeit der Schlacht von Jena erst zum Teil eingezogen; nun sollten sie alle mobil gemacht werden: aber sie folgten dem Befehle nicht. Hier sind wir nun beim tiefsten Grunde des totalen Zusammenbruchs von 1806: dem preussischen Volke war die Niederlage des preussischen Heeres, der Sieg und der Einzug der Franzosen ganz gleichgültig. Oder vielmehr, das Volk freute sich darüber. Das Verhalten der Berliner im Herbst 1806 darf für durchaus typisch gelten. Als die gefangenen preussischen Gardeoffiziere durch Berlin geführt wurden, verhöhnte die Bevölkerung diese vor wenig Wochen noch so schneidigen Herren, die jetzt so abgerissen aussahen, aufs unbarmherzigste. Das kam nicht bloß von der Unverschämtheit, mit der sich diese Junker der „Canaille“ gegenüber betragen hatten, sondern es galt dem Junkerregiment im allgemeinen. Die ganze Bevölkerung sah mit unverbogener Schadenfreude die Niederlage der Junker: insbesondere auch galt das für die Dienstpflichtigen, die Kantonnisten. Sie rekrutierten sich aus dem ärmeren Teile der Landbevölkerung, waren durchweg Leibeigene, die also von den Junkern in Uniform wie in Zivil mißhandelt und ausgebeutet wurden. Es wäre in der Tat ein Wunder, wenn diese rechtlosen Proletarier, die nichts als Pflichten, Steuer- und Frondienstpflichten hatten, ihre adligen Peiniger und Blutsauger nicht hätten im Dreck sitzen lassen.

Der eine oder andere nationalliberale Geschichtsklitterer weiß freilich neuerdings zu erzählen, daß das preussische Volk schon damals seine Wut über die französische Invasion nur mühsam

bezungen habe. Davon ist aber kein Wort wahr. Die Wut richtete sich nicht gegen die französische, sondern gegen die russische Invasion, gegen die russischen Nothelfer der preussischen Junker. Wohl legten die Franzosen dem Land alsbald drückende Requisitionen und Kontributionen auf. Aber sie benahmen sich wenigstens wie zivilisierte Menschen; dagegen hausten die Russen in dem verbündeten Lande wie der barbarischste Feind. Was sie im siebenjährigen Krieg auf preussischem Boden an Mäuerereien und an Brutalitäten aller Art geleistet haben, dahinter sind sie im Feldzuge von 1806—7 wahrlich nicht zurückgeblieben. Sie trieben es so wüst, daß selbst im preussischen Heereslager schon vor Ende 1806 die Frage laut wurde, ob nicht der Feind dem Allierten vorzuziehen sei. Bald kamen hochgestellte preussische Militärs zu der Ueberzeugung, daß in der planmäßigen Verheerung des Landes durch die Russen System sei, daß die mongolische Strategie zugrunde liege, aus Preußen eine Wüste zu machen, die für Rußland einen wirksamen Grenzschutz gegen die Franzosen darstelle. Man höre, was am 10. März 1807 der preussische General von Ansebeck aus dem Lager an Scharnhorst schreibt: „Das Elend ist jetzt auf einen Grad gestiegen, daß es nicht ärger steigen kann, und nichts als die moskowitzischen Grausamkeiten gehen noch darüber, ja, Sie können es nicht glauben, man denkt jetzt an nichts anderes, als das Land zu verwüsten und durch diese Wüste sich selbst zu decken. . . . Machen Sie, daß der Friede, wenn er nur unter irgend erträglichen Bedingungen geboten wird, nicht ausgeschlagen werde. Wir werden durch diese Menschen doch nicht befreit von dem Joche, das wir zu tragen unvermeidlich bestimmt scheinen. Geseht selbst, daß ein anderer Feldherr als der jetzige mit besserem Willen nach seinen Siegen ebenso vorwärts marschiert, als dieser rückwärts, so würden wir doch kein Land durch ihn wiederbekommen, sondern eine Wüste. Sie selbst, mein würdigster Freund, können diese russische Wirtschaft und diese Politik — so wie ich sie jetzt durch meinen langen Aufenthalt bei dieser Armee kenne — unmöglich ganz so glauben! Aber was ich Ihnen sage, ist die reinste Wahrheit! Die Menschen wollen, so wie sie da sind, sie wollen nichts tun, als unser Land verwüsten und aussaugen, um sich selbst durch diese Wüste zu decken.“ Ein paar Tage später schreibt derselbe: „Die Not und der Druck des Landmannes unter dem Rantschu überschreitet alle Grenzen. Die Leute in den meisten Dörfern sind so rein ausgeplündert, daß sie sich das wenige, wovon sie leben, von den Kosaken erbetteln müssen. Viele sterben dabei vor Hunger, und man hat in mehreren Dörfern, wo Truppen einquartiert sind, unbegrabene Leichen in den Häusern gefunden. Kein Dorf existiert mehr, wo nicht mehrere Häuser rein abgetragen worden wären, und manche hat das Schicksal ganz getroffen. . . .“ Sonach ist selbstverständlich, daß die Bevölkerung in den Franzosen zum mindesten das kleinere Uebel erblickten, und es kam soweit, daß die Einwohner auf den Knien die Ankunft der Franzosen herbeiflehten.

Während also die deutsche Bevölkerung Preußens den Franzosen nicht das mindeste Hindernis in den Weg legte, erfuhren sie von seiten der nichtdeutschen Elemente aktiven Beistand. Infolge der drei Teilungen Polens gehörten zum preussischen Staat mindestens zweieinhalb Millionen Polen als Rußpreußen: Warschau selbst war dazumal preussisch, nach dem der Aufstand von 1794 durch Suworow im Blut der Verteidiger von Praga erstickt worden war. Seitdem war die Stimmung der politischen Teile der polnischen Bevölkerung nicht weniger russen- und preußenfeindlich geworden. Sobald daher die Nachricht von dem Zusammenbruch des preussischen Heeres nach Polen kam, brach hier der Aufstand aus. Es bildete sich eine polnische Regierung und ein polnisches Insurrektionsheer, das durch zahlreiche polnische Deserteure von den preussischen Truppenabteilungen im Lande verstärkt wurde: diese wurden im übrigen allenthalben überfallen und aufgerieben. Am 16. November 1806 fiel schon die Festung Lenczyl in polnische Hände, am 19. Czestochau. Als die Franzosen im Land erschienen, standen schon zirka 60 000 Polen unter Waffen und wünschten nichts sehnlicher, als unter Napoleons Fahnen gegen Russen und Preußen zu kämpfen. Starke polnische Heerescharen machten denn auch den Feldzug von 1807 auf französischer Seite mit, bis der Zar Preußen im Stich ließ und der Friede von Tilsit Preußen auf Ostelbien minus Polen reduzierte.

Kurz darauf zog Hardenberg in einer Denkschrift an den König das Fazit von Jena. Hardenberg wies auf die Revolution von 1789 hin. Die Revolution habe in Frankreich alle schlummernden Kräfte geweckt, das Alte und Abgelebte zerstört, aller Widerstand dagegen sei fruchtlos gewesen, vielmehr hätten die neuen Grundsätze eine solche Gewalt entfaltet, daß der Staat, der sie nicht annehme, untergehen oder sich die Annahme aufzwingen lassen müsse. Hardenberg verlangt eine „Revolution in gutem Sinne, geraden Weges hinführend, zu dem großen Zweck der Veredelung der Menschheit durch Weisheit der Regierung und nicht durch gewalttätigen Antriebe von Innen und Außen“; er verlangt eine friedliche Revolution von oben, die Beseitigung des absolutistisch-feudalen Junkerregiments, eine Demokratisierung Preußens. Das war die Lehre, die Hardenberg und alle Einsichtigen aus dem jähen Zusammenbruch und seinen Gründen zogen. Sie erkannten als Hauptgrund, um einen liberalen Geschichtsschreiber zu zitieren, „die starre Gleichgültigkeit, womit der größte Teil des Volkes und der Armee den alten Staat zugrunde gehen sah, wie etwas, das der Teilnahme und der Opfer nicht mehr wert war.“ Die Wurzel davon aber lag in dem Vorrecht der regierenden Klasse, das Heilmittel in der Gleichberechtigung für alles, was Menschenantlig trägt. Das waren die Lehren, die einsichtige Zeitgenossen aus der Katastrophe von 1806 zogen. Sie enthält auch Lehren für die Gegenwart, insbesondere für die oberen Zehntausend: der privilegierte Eigennutz wird sie aber nicht hören wollen. —

## Ihr Sohn.

Von Eduard Wilde.

(Fortsetzung.)

Die beiden Alten machten auch noch den deutschen Gottesdienst mit — unter dem Orgelchor, in einer Bankette halb versteckt. Uebermüdet von der langen Fahrt, frierend in durchnässten Kleidern, hungrig zum Umfallen. Und sie verließen die heilige Stätte nicht früher, als alles, bis zum letzten Ton des Schlußchorals, verklungen war.

Draußen vor der Kirche ging der Pastor, im Gespräch mit einigen Herrschaften, an ihnen

vorüber, ohne sie zu erkennen. Kein Wunder, er hatte ja keine Ahnung, daß sie da wären. Absichtlich hatten sie ihm ihren Besuch nicht angezeigt, um ihn zu überraschen.

„Na, diese Freude, wenn er uns plötzlich vor sich sieht!“ lachte es aus ihren Augen.

An die Frau Pastorin denkend, die sie heute zum erstenmal sehen sollten — in ihrer selbstlosen Bescheidenheit hatten sie seinerzeit Abstand genommen, an der Hochzeit ihres Sohnes, für

die sie sich zu einfach dünkten, teilzunehmen — an ihre Schwiegertochter denkend, beschlich sie ein etwas ängstliches Gefühl. Solch eine feine Dame! Gewiß wird sie sich anfänglich etwas fremd, etwas kühl geben, aber ebenso gewiß wird sie bald auftauen — sind es doch die lieblichen Eltern ihres Mannes, eines solchen Mannes! . . . Unter dem Einfluß dieses ängstlichen Gefühls — sie überschritten gerade den Kirchplatz, er voran, sie hinterdrein — fand die

Bäuerin an ihrem Michel wiederum etwas auszusprechen.

„Gättest Dein Haar ein wenig schneiden lassen sollen! Was wird sie bloß denken, wenn so'n Berwilderter, so'n Waldschrat, vor sie tritt! . . . Daß Du selber an nichts denkst!“

Der Bauer fährt sich mit der Hand über den mit langem Grauhaar behangenen Hinterkopf und meint:

„Na, nimmt sie den Alten selbst an, so wird sie wohl auch sein Haar in den Kauf nehmen. Ach denke, wir gehen zu unseren Kindern.“

Auf dem Plage stand etwa ein Duzend herrschaftlicher Krutschen, mit betretenen Krutschern auf dem Vord, die lange Peitschen in den weißbehaudschuhten Händen hielten. Und glattrasierte Lakaien halfen den aristokratischen Damen und Herren beim Einsteigen. Doch die Szene vermochte die bäuerliche Menge des Soonstlenbauern und seiner Ehehälften heute nicht zu fesseln. Ohne sich weiter umzusehen, brachten sie ihr Gefährt hinter zum Stall des nahegelegenen Pastorats. Dort hielten noch drei elegante Vehikel, die Pferde waren jedoch abgespannt. Rauchend unterhielten sich die Krutscher in der offenen Stalltür.

\* \* \*

Nachdem der Bauer seine Stute in einem Winkel notdürftig untergebracht — ausspannen wollte er aus Bescheidenheit erst auf Aufforderung des Pastors — und nachdem die Bäuerin ihre Kopfbedeckung, das große Tuch und ihre Röcke sorgfältig gesäubert und geordnet, schritten sie klopfenden Herzens dem stattlichen Pfarrhause zu. In ihrer Bescheidenheit gingen sie nun noch weiter, indem sie sich nicht vermaßen, den Haupteingang zu benutzen, sondern zum Eintritt die Hintertür wählten, die Tür für die Domestiken und für das „einfache Volk“.

Sie gelangten in einen geräumigen Flur mit mehreren einmündenden Türen. Appetitlicher Bratengeruch drang ihnen entgegen, und aus der Küche, deren Tür halb geöffnet war, ertönte ein Klapper von Pfannen und Töpfen. Nur angelehnt stand auch eine Tür am anderen Ende des Korridors, hinter welcher mit Tellern und Bestecken geräuschvoll hantiert wurde — vermutlich war man beim Tafeldecken. Ein Dienstmädchen, mit einem Gegenstand in den Händen, flog geschäftig durch den Vorraum, an den beiden Gängen vorüber, ohne ihren Gruß zu beachten. Ein zweites, aus der entgegengesetzten Richtung ankommend, überrannte sie beinahe. Eine sieberhafte Geschäftigkeit schien im Hause zu herrschen.

Die beiden Alten standen ratlos da. Ohne weiteres in die Wohnräume einzudringen, hielten sie für taktlos. Nachdem sie sich schließlich in leisem Geflüster über den Beschluß geeinigt, die nächste der dienenden Personen im Fluge zu erblicken und dem Herrn Pastor mitteilen zu lassen, wer sie seien, öffnete sich plötzlich die ihnen zunächst stehende Tür und eine junge, schlanke Dame in knisternder Seide betrat den Flur.

Sie verbeugten sich gleichzeitig und tief. Die junge Frau würdigte sie nur eines kurzen, zerstreuten Blickes, und rasch, mit einem kleinen Bogen an ihnen vorübergehend, warf sie in einem vornehm-steifen Estriech mit einem Anfluge von Merger hin:

„Ihr wollt wohl um eine Unterredung mit dem Herrn Pfarrer bitten? Da müßt Ihr ein andermal kommen. Der Herr Pastor hat heute keine Zeit für Euch.“

Und fort war sie. In der Küche ertönte ihre scheltende Stimme.

Gleich darauf durchschritt sie rauschend zwar wieder den Vorraum, aber in so großer Eile, daß den verdutzten alten Deutschen kaum Zeit zum Mundbewegen verblieb.

„Wohl Gäste im Hause,“ kispelt die Bäuerin. „Wie schade!“

„Möchte doch der Saan—“, er beißt sich in die Zunge, „— möchte doch der Pastor sichtbar werden!“

Und wieder standen sie eine Weile in schweigendem Harren da, bis eine Dienerin, eine große dampfende Schüssel tragend, aus der Küche trat. Herzhaft stellte sich ihr die Bäuerin in den Weg.

„Witt' schön, wollen Sie uns dem Herrn Pastor anmelden?“

„Der Herr Pastor ist nicht zu sprechen. Soeben setzen sich die Herrschaften zur Tafel,“ lautete die unwirsche Antwort.

„Wir sind die Eltern des Herrn Pastors.“

Das Mädchen wandte ihr erhitetes Gesicht mit dem fragenden Blick den beiden Bauersleuten zu, wie wenn sie die Alte nicht recht verstanden hätte.

„Wir sind ja des Herrn Pastors Eltern,“ wiederholte die letztere eindringlicher, mit vertrauensforderndem Nachdruck, „und sind von weiter Ferne gekommen, unseren Sohn zu besuchen. Sagen Sie dem Herrn Pastor nur, seine Eltern seien da!“

Des Mädchens weitgeöffnete Augen glotzten die beiden abwechselnd an, schweiften prüfend über ihre Kleider, über ihren ganzen äußeren Habitus, maßen sie vom Scheitel bis zur Sohle, und in ihrem dunkelroten Gesicht rang eine breite Verwunderung mit zähem Unglauben, wie wenn sie sagen wollte: „Na, daß unser gnädiger Herr von solchen Eltern abstammt, hätte ich mir nicht träumen lassen können!“ Laut versetzte sie:

„Wenn es geht, werde ich Euch dem Herrn Pastor melden. Sibt er aber mit den Gästen schon zu Tisch, so darf ich ihn nicht belästigen. Es ist hoher Besuch da.“

Den letzten Satz schon über die Achsel werfend, eilte sie mit der Suppenschüssel davon.

Zum Glück hatten sich die Herrschaften noch nicht zur Tafel gesetzt. Ihr Stimmengesumme drang aus dem neben dem Speisezimmer belegenen Salon. In jenem ließ die Frau des Hauses einen letzten prüfenden Blick über die festlich gedeckte, mit Silber und Kristall reichlich besetzte Tafel gleiten, die eintretende Dienerin mit nervösen Vorwürfen über die Langsamkeit der Herrichtung empfangend.

Diese suchte sich damit ein wenig zu entschuldigen, daß sie im Flur eine Weile angehalten worden sei. Und da sie der gnädigen Frau die Meldung ebensogut machen zu können glaubte, wie dem gnädigen Herrn, den sie bei seinen Gästen nicht stören wollte, so teilte sie ihr mit, die Eltern des Herrn Pfarrers warteten draußen und wünschten ihren Herrn Sohn zu sprechen.

„Die Eltern — meines Mannes?“ Frau Pastor Bergmann wich einen Schritt zurück. „Wo — wo sind sie?“

„Im Flur. Gnädige Frau müssen sie beim Vorübergehen bemerkt haben.“

„Im Flur haben zwei Bauersleute gestanden . . .“

„Dieselben.“

Eine tiefe Röte überzog das Gesicht der jungen Frau, ein dunkles Fältchen grub sich zwischen ihre Augenbrauen. Hastig wandte sie sich um und verschwand im Nebenraum. Einen Augenblick später befand sie sich mit ihrem Gatten allein im Schlafgemach, dessen Tür sie sorgfältig schloß.

„Johannes, Deine Eltern sind gekommen! Welch' ein Malheur!“ . . .

„Meine Eltern?“

„Natürlich, Deine Eltern! Draußen im Flur da stehen sie. Ich habe sie gesehen . . . Und der Magd haben sie gesagt, daß sie Deine Eltern seien . . .“

Da der Pastor schwieg, fuhr sie hastig fort:

„Und grad' heut! Himmel, grad' heute, wo wir zum erstenmal solch einen Besuch haben!

Herr und Frau von Roth! Und Herr von Edelbrecht und Doktor Flemming! . . . Wie fatal!“

„Ein wenig fatal — in der Tat . . . Ich hatte keine Ahnung . . . wahrhaftig, meine Liebe . . .“

Mit verlegenem Murmeln stand Pastor Bergmann vor seiner Gattin. Diese zitterte vor innerer Erregung, und ihre schönen Augen im bleichgewordenen Gesicht irren hilflos umher.

„Aber was ist denn zu tun? So gib doch Rat!“ flüsterte sie verzweifelt. „Zu Tisch können wir sie nicht rufen, in unsere Wohnung nicht hereinlassen . . . Du verstehst doch wohl?“

Pastor Bergmann stand immer noch gesenkten Hauptes da, die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt.

„Schließlich sind es ja doch wohl meine Eltern . . .“ begann er stockend, „meine Eltern, begann er stockend, „meine Eltern, die bei uns zu Gaste gekommen . . .“

„Aber bedenke unseren Besuch!“ unterbrach ihn die junge Frau. „Zum erstenmal, nach langem Zögern, sind Herr und Frau von Roth unserer Einladung gefolgt, und nach ihrem Beispiel der Herr von Edelbrecht nebst Tochter — unsere Beziehungen zum Adel des Kirchspiels kulipfen sich gerade an — und nun! Na, was würden sie von uns denken! . . .“ Und sie rang die kleinen, weißen Hände.

„Ich werde die Alten in meinem Arbeitszimmer zeitweilig unterbringen, bis der Besuch fort ist . . . Ich werde es gleich tun . . .“ Und der Pfarrer, mit roten Flecken im Gesicht, die seine innere Bedrängnis verrieten, wandte sich zum Gehen.

Sie hielt ihn am Armel zurück.

„Das geht nicht, Johannes! Sie tragen gewiß teergeschmiertes Schuhzeug, und übrigens steht Dein Arbeitszimmer durch zwei Eingänge mit den übrigen Gemächern in Verbindung: wie leicht könnte da jemand von unseren Gästen es unversehens betreten!“

„Wir verschließen die Türen!“

„Das wäre verdächtig. Die Herren könnten es als Rauchzimmer benutzen wollen — wir haben ja keines — und hätten um Ausschließung. — Halt — eine Idee! Bringe sie doch ins Mädchenzimmer! Dort sind sie gut geborgen . . . und die Mädchen sind beschäftigt.“

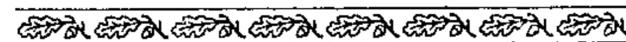
Der junge Pfarrer laute diesmal an einem Strähnen seines blonden Schnurrbarts. Er schien etwas erwidern zu wollen, doch sie kam ihm zuvor:

„Das beste ist, Du trägst der Magd im Speisezimmer auf, sie unauffällig unterzubringen. Wir müssen ja mit den Gästen sofort zur Tafel . . . Gott, o Gott, nun wird die Suppe kalt und der Braten trocknet an! Geh doch, geh, wir dürfen uns nicht blamieren!“

„Aber ich müßte sie doch wenigstens flüchtig begrüßen . . .“

„Keine Zeit dazu! Du hörst ja, die Suppe ist aufgetragen!“

Und sie schiebt ihn, dem Weinen nahe, vor sich zur Tür hinaus. Während er dem Stubenmädchen im Speisezimmer in hastiger Eile seinen Auftrag erteilt, ergeht an die Gäste im Salon ihre Einladung zur Tafel. Einen Augenblick später klirrt und klappert, summt und lacht es fröhlich im Speisezimmer. (Schluß folgt.)



### Ranonenfutter.\*)

Hinter den Mauern, hinter den Schlöten  
Liegt euer Vaterland,  
Ihr sollt euch schlagen dafür und töten,  
Und habt es niemals gekannt. —

Ludwig Thoma.

\*) Aus dem empfehlenswerten Büchlein „Peter Schlemihl“, Gedichte von Ludwig Thoma. Albert Langen, München. Preis 2,50 M.

**Elektrische Boote.** Die Erfolge, die die Elektrizität im Betrieb von Fahrzeugen auf dem Lande bis vor kurzem hat, errang sie sich auf dem Wasser bis heute noch nicht. Hier kommt, wenn es sich um große Leistungen handelt, ausschließlich die Dampfkraft in Frage. Die Hauptschwierigkeit liegt naturgemäß darin, auf dem Wasser die für die Elektromotoren nötige elektrische Energie zu beschaffen. Die elektrische Bewegung von Schiffen kann auf zweierlei Weise geschehen, entweder, indem man jedes Boot mit Akkumulatoren ausrüstet, oder es vom Ufer aus vermittelst eines Landfahrzeuges zieht und diesem den Strom durch eine Drahtleitung wie bei der Straßenbahn zuleitet. Die eigentlichen elektrischen Boote, die interessante erste Art, eignen sich besonders für Binnenseen, die zweite für Flüsse und Kanäle. Im ersten Falle erhält das Boot eine Akkumulatorenbatterie, die nach der Größe des vorhandenen Platzes unter den Sitzplätzen und an anderen Stellen im Schiffsraum aufgestellt wird. In dessen hinterer Hälfte liegt unten ein Elektromotor von einigen Pferdekraften, dessen Anker unmittelbar auf der Schraubenwelle sitzt, die, etwas geneigt, durch das Hinterteil ins Wasser führt. Diese Anordnung ist bei kleinen Wasserfahrzeugen, auf die sich die Versuche ja nur erstrecken, möglich, weil hier die Rotationsgeschwindigkeit der Schiffschraube ungefähr dieselbe ist, wie ein Elektromotor der in Betracht kommenden Bauart vollführt. Die Betätigung des Motors erfolgt vom Stande des Bootsführers aus, wo neben dem Regulierapparat eine Schalttafel mit den Volt- und Ampèremetern, Ausschaltern und Sicherungen für den Motor und die elektrische Beleuchtung angebracht ist. Von hier aus kann das Boot nötigenfalls auch gesteuert werden.

Je nach der Art und Größe der Akkumulatoren richtet sich die Zeit, während der das Boot unterwegs bleiben darf; neigt die Batterie zur Erschöpfung, was an den Meßgeräten zu erkennen ist, so muß man es nach der Ladestation am Ufer zurückbringen. Hier leitet man den Strom einer Dynamomaschine durch ein bewegliches Kabel nach der Schalttafel am Führerstand und ladet die Batterie von neuem. Da das Akkumulatorenboot seine Kraft mit sich führt, kann es jeden beliebigen Weg einschlagen; demgegenüber muß aber der Nachteil herbeigeführt werden, daß auch größere Batterien keine lang andauernden großen Kraftmengen zu liefern imstande sind. Es eignet sich deshalb, wie erwähnt, zur Fahrt auf großen Seen und Binnenseen, wo es immer wieder an der Ladestation anlegen kann. In dieser Weise ist es nicht allein für Vergnügungs-, sondern auch für andere Zwecke in Verwendung. Den kleinen Dampfbooten ist es durch die große Reinlichkeit und einfachere Bedienung überlegen, weil der Elektromotor während des Betriebs keine Aufsicht erfordert; es ist ferner, wenn die Batterie einmal geladen ist, jederzeit durch Auslösen eines Hebels in Bewegung zu setzen. Dies ist gleichfalls einfacher als bei Explosionsmotoren, die auch niemals ganz geruchfrei arbeiten. —

**Kunsthandwerk und Maschine.** Man hat der Maschine oft vorgetworfen, sie sei der Kunst feindlich, sie vertreihe die Schönheit. Aber wie es immer im Leben ist: es ist nur ein Wechsel, nicht ein Gegensatz vorhanden. Was absterbt, läßt sogleich ein Neues entstehen. Es vergeht nur der Begriff; der alte Begriff einer Schönheit, der uns nicht mehr so viel sagt. Und es taucht eine neue Schönheit auf, der wir den Weg zu ebnen berufen sind. Wir müssen das Neue unseren Zwecken dienstbar machen.

Lehrreich war in dieser zeitgemäßen Beziehung der Pabillon der „Dressener Werkstätten“ auf der diesjährigen Kunstgewerbeausstellung in Dresden. Diese haben sich bewußt mit der Maschine in den Dienst der Kunst gestellt. Das ist das Zeitgemäße dieser Entwicklung. Aus der drohenden Tyrannie, die alles Menschliche knechten sollte, wird die Dienerin, die Befreierin; die Befreierin zu einer neuen Schönheit. Die „Dressener Werkstätten“ lassen sich von Künstlern Möbel entwerfen, die im Hinblick auf die Maschine edelacht sind. Diese sind modern und solid in der Erscheinung und haben den Vorzug der Billigkeit. Sie können, da sie zerlegbar sind, mit größter Leichtigkeit überallhin transportiert werden.

Auch früher schon wurde die Maschine zur Massenherstellung von Möbeln verwendet. Aber die Maschine sollte und mußte im Geiste alten Handwerks arbeiten. Das Massenmöbel sollte die Schönheit des handgefertigten Stilmöbels, das ein Einzelstück blieb, vortauschen. Das war das Verkehrte. Schnörkel und Fierat schmückten in überflüssiger Weise, die nur den Preis erhöhte, den Gegenstand, als sei er ein für sich gearbeitetes Einzelstück. Das war eine Täuschung. Was herauskam, war kein echtes Erzeugnis, sondern

Talmt. Und wir schleppen unnötigerweise alle möglichen Stillkimmerungen vergangener Zeiten mit uns herum.

Erst jetzt beginnen wir den Weg zu finden. Es fehlt eine neue Entwicklung ein. Die Kunst bedient sich der Maschine. Erst jetzt lernen wir sie ganz beherrschen und ihr ihren Stolz abzuladen. Ihren Stil und ihre Schönheit, Schnörkel und Fierat verschwinden. Der Möbelkern, sein Sinn, seine notwendige Erscheinung tritt in den Vordergrund. Denn wie das Handwerk Stil und Schönheit hatte, so hat auch die Maschine Stil und Schönheit; sie hat Gefesse, die in der Art und Weise der Herstellung genau begründet sind.

Diese Schönheit ist eine sachliche. Sie folgt dem Material, sie dient dem Zweck. Der Geist des Maschinenzeitalters spricht aus ihr. Und es gereicht unserer Zeit zur Ehre, daß sie lernte, ihre eigene Sprache zu reden und die Formenwelt der Maschine zu entdecken, die in entschiedener Kontur, in breiter Fläche, in der Abwesenheit jedes überflüssigen Fierats ihren Sinn prägt. Man muß diese einfachen, soliden Möbel gesehen haben, die so jugendlich angefertigt sind, in der Form so konstruktiv und fest sind, in der Farbe so anheimelnd wirken.

Diese künstlerische Entwicklung stimmt mit der sozialen Evolution unserer Zeit überein. Es gilt — wie die Maschine das Werkzeug der Menschheit geworden, mit der sie ihre Organe verhundertsacht und Dinge spielend vollführt, die früher göttliches Ansehen gebracht hätten — für die Massen brauchbares und schönes Mobiliar zu schaffen. Damit erweitert sich der bis dahin enge Kreis der modernen, dekorativen Kunst. —

**Winklampen.** Ein interessanter Zweig der modernen Lichttechnik ist die Dekorations- und Reflektorenbeleuchtung, in der man meist von der überraschenden Wirkung zahlreicher elektrischer Glühlampen und deren Aufleuchten und Verlöschen Gebrauch macht. Für solche Zwecke ist auch eine praktische neue Vorrichtung bestimmt, die an jeder Lampe angebracht wird, diese automatisch einzeln ein- und ausschaltet und auf diese Weise eine jede zu einer Winklampe macht.

Der Apparat besteht aus einem kleinen Gefäß, das zugleich als Lampenhalter dient; der mit Gewinde versehene Sockel der Birne wird in die obere Öffnung eingeschraubt. In der Nähe liegt eine elastische Metallfeder, die sich im kalten Zustande gegen ein Kontakstück lehnt. Damit ist der Strom geschlossen, der Faden in der Lampe glüht und ihre Metallteile erwärmen sich. Dies erreicht natürlich auch die Feder, die sich unter der Wärme ausdehnt, sich von dem Kontakstück entfernt und den Strom unterbricht. Infolge des Verlösches kühlen sich die Metallteile wieder ab und endlich berührt auch die Feder wieder ihren Kontakt. Die Lampe leuchtet von neuem auf, verlischt darauf wieder und so fort. So wiederholt sich das Spiel in gewissen Zeitabschnitten. Ist nun irgend eine Dekoration aus solchen Winklampen, vielleicht mit bunten Lampen, zusammengesetzt, die alle verschieden spielen, so steht das Ganze in einem unstillen Flimmern. —

**Die Spurweite der Eisenbahnen** ist nicht in allen Ländern die gleiche. Als Normalspur wird eine Schienenweite von 1,435 Meter angegeben, die zurückzuführen ist auf die Spurweite der englischen Eisenbahnen an der Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts. Diese Spurweite, die noch heute im wesentlichen festgehalten ist und als normal gilt, wurde bedingt durch den Bau der damaligen Lokomotiven. Eine Ausnahme in der Spurweite ihrer Schienenstränge machen heute noch etwa 26 Proz. aller auf der Erde befindlichen Vollbahnen, und zwar weisen 12 Proz. eine breitere und 14 Proz. eine schmalere Spur als die normale auf. Länder mit anormaler Spurweite sind: Irland = 1,600 Meter, Rußland = 1,524 Meter, Spanien = 1,676, Norwegen = 1,447 Meter, Englisch-Afrika = 1,067 Meter, Ostindien = 1,667 Meter, Japan = 1,067 Meter, Kleinasien = 1,099 Meter, Brasilien = 1 Meter, Australien = 1,600 Meter usw.

**Petroleumglühlicht.** Es liegt im Wesen des Auerischen Glühlämpfens, daß er nur zur Lichtentwicklung gebracht werden kann mittels einer an sich nicht leuchtenden, heißen Flamme, die fähig ist, ihn auf jene hohe Temperatur der Weißglut zu erhitzen. Eine solche liefert der Bunsensche Brenner, der überall dort benutzt wird, wo Gas zu Heizwecken dient, und der darum auch in geeigneter Form beim Gasglühlicht verwandt wird. Das Grundprinzip ist dabei, das Gas kontinuierlich erst im richtigen Verhältnis mit Luft zu mischen und dann zu verbrennen. Betrachten wir den Gasglühlichtbrenner, so sehen wir, wie das Leuchtgas aus einem zugespitzten Rohr mit feinen Oeffnungen, der Düse, in ein weites strömt, in das von außen frische Luft durch seitliche

Löcher eintritt. Da das Gas infolge des Druckes die Düse mit einer gewissen Energie verläßt, so reißt es die Luft mit, vermischt sich gründlich mit ihr, saugt beständig durch die Löcher neue Luft von außen an und verbrennt schließlich oben mit einer kegelförmigen bläulichen Flamme. Diese enthält dicht am Brennerkopf einen niedrigeren, hellgrünen Teil, die eigentliche Heizwärme aber besitzt der äußere Teil, in dem der umgebende Strumpf hängt. Aus dieser kurzen Skizzierung der Funktion erkennt man, daß sich zum Betrieb eines solchen Bunsenbrenners eigentlich nur gasförmige Stoffe eignen. Nun hat man, um die Vorzüge des Auerlichts unabhängig von dem Vorhandensein einer Gasanstalt und Leitung genießen zu können, besondere Wege eingeschlagen, um die Dämpfe flüssiger Brennstoffe an Stelle des Leuchtgases zu verwenden, unter diesen auch die des Petroleums. Besonders günstig ist nicht allein dessen billiger Preis, sondern auch ein anderer Umstand, die hohe Heizkraft, die z. B. ungefähr doppelt so groß ist, als die des Spiritus. Weil die Flamme hier in erster Linie eine Heizwirkung auszuüben hat, wird ein Material natürlich um so geeigneter sein, je größer sein Vermögen, Wärme bei der Verbrennung von sich zu geben, ist.

Bei der Verwendung einer Flüssigkeit, wie der des Petroleums, ist nur die Schwierigkeit zu überwinden, daß es nicht so leicht in Dampfform übergeht, sein Siedepunkt liegt nämlich bei rund 160 Grad Celsius. Da aber infolge des hohen Siedepunktes gleichzeitig die Feuergefährlichkeit eingeschränkt wird, hat man bereits versucht, die jetzige Anordnung unserer Tischlampen beizubehalten und mit solchen direkt Petroleumglühlicht zu erzeugen. Man verwertet dabei jene physikalische Tatsache, nach der ein jeder flüssige Brennstoff vor seiner Verbrennung sich in Dampf verwandelt; dies geschieht schon bei einer gewöhnlichen Petroleum-, überhaupt bei jeder Oellampe, wie man durch ein bekanntes kleines Experiment nachweisen kann. Entzündet man den Docht im kalten Zustande, so muß man die Flamme nahe daran halten. Löscht man dann wieder aus und nähert die Flamme von neuem, wird der Docht schon aus einer gewissen Entfernung Feuer fangen. Es waren eben während der vorherigen Verbrennung und auch nach dem Verlöschen noch nachträglich brennbare Gase entstanden, die sich beim Nahen der Flamme durch die Luft hindurch entzündeten. Dieselbe Gasbildung benutzte man in der Petroleumglühlichtlampe. Die Flamme erhitzte die oberen Blechteile des Brenners, das im Docht emporbringende Öl vergaste, und darauf stellte man den Docht so ein, daß der Petroleumdampf sich, bevor er die Flamme erreichte, mit Luft mischte, die infolge des Aufstieges der heißen Gase zudrang. Die Lampen erforderten aber ziemlich große Sorgfalt, wenn man sie in Betrieb setzte und während der Zutritt der Luft die Petroleumflamme ihre ruffige Beschaffenheit zurückerhält. Eine bessere Lösung dieses Problems stellen jene Lampen dar, bei denen die Verdampfung gründlicher durchgeführt wird und die hauptsächlich für größere Leistungen bestimmt sind. Von den vorhin beschriebenen unterscheiden sie sich hauptsächlich durch den Wegfall des Dochtes. Außerdem ist, da es sich bei diesen Lampen meist um Beleuchtung im Freien handelt, der Petroleumbehälter von der hochangebrachten Lampe getrennt. Es wird ihr kontinuierlich soviel Brennstoff in einem feinen Röhrchen zugeführt, wie die Flamme eben verbraucht. In dem geeignet geformten Behälter sind Hilfsapparate vorgesehen, die diese Zufuhr regeln; den Auftrieb zur Lampe besorgt ein Druckmittel, beispielsweise flüssige Kohlenäure, die in einem kleinen Druckgefäß im Brennstoffbehälter aufbewahrt wird. Dicht am Bunsenbrenner in der Lampe liegt der Verdampfapparat, den die Wärme derselben Flamme, die den Strumpf erhitzt, umspült. Hier verwandelt sich das Petroleum in Dampf und gelangt genau so, wie das Leuchtgas, in die Düse und nach Mischung mit Luft zur Flamme.

Die Wirkungsweise dieses neuen Systems ähnelt somit der des Gasglühlichts. Wenn es jedoch gilt, nach diesem Prinzip kleinere Lampen zu betreiben, kann man den Petroleumbehälter direkt unter den Brenner setzen und das Öl nicht durch Kohlenäure-, sondern Luftdruck emporheben. In das Petroleumgefäß wird hierzu mittels einer kleinen Handpumpe soviel Luft eingepreßt, wie für den Auftrieb der vorhandenen Ölmenge notwendig ist. kh.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!